

## **Instrumentum laboris: Arbeitsgrundlage für die Beratungen über Familie und ihre Herausforderungen für die Kirche heute?**

*Von Konrad Hilpert*

Ein sehr umfangreiches Papier mit 159 Artikeln ist es geworden, was das Generalsekretariat der Synode zusammen mit dem Rat des Sekretariats aus den Reaktionen auf das Vorbereitungsdokument mit dem bekannten Fragebogen zusammengestellt hat. Und erstaunlich rasch gegangen ist es auch – so rasch, dass sich die Frage stellen könnte, ob manches schon vorbereitet war, anderes mit Formeln der Unbestimmtheit („eine gewisse Schwierigkeit“, „eine gewisse Unzufriedenheit“, „einige moralische Lehren“ und ähnliches mehr) angepasst und wieder anderes ergänzt wurde. Jedenfalls gibt es im vorgelegten Text Wiederholungen und es gibt methodische und stilistische Brüche. Öfters wird zuerst dargelegt, doziert und aus Verlautbarungen zitiert, wo man zunächst Referate von Antworten oder deren Analyse erwartet. Die aber gibt es auch; und das Dokument enthält anregende und bedenkenswerte Passagen wie etwa die Beschreibung des wirtschaftlichen Drucks auf die Familiendynamik (70-79)<sup>1</sup>.

Man wird dem *Instrumentum laboris* auch nicht vorwerfen können, dass es die in vielen Antworten auf den Fragebogen sichtbar gemachten Diskrepanzen zwischen kirchlicher Lehre und Leben der Gläubigen einfach verschweigen oder verschleiern würde. Noch wird man behaupten können, dass von den Menschen, deren Beziehungsgestalt immer wieder mit dem mehr hilflos als arrogant klingenden Adjektiv „irregulär“ charakterisiert wird, respektlos gesprochen würde. Das gilt auch für die Geschiedenen, die wieder geheiratet haben oder in neuen Verbindungen leben, auch wenn die Vorstellungskraft der Autoren, sich in deren Lage hineinzusetzen und zu verstehen, weshalb sie den öffentlichen Ausschluss von den Sakramenten als unangemessen empfinden, ziemlich begrenzt ist (vgl. 86-104). Es gibt immerhin zwei hochbedeutsame, betonte Aussagen in diesem umfangreichen Textkomplex, die gleichsam ein anderes Koordinatensystem markieren. Zum einen ist dies die Feststellung am Beginn des Kapitels über die pastoral schwierigen Situationen: „Aus den Antworten geht die allgemeine Überzeugung hervor, dass sich

---

<sup>1</sup> Die in Klammern genannten Zahlen beziehen sich auf die Artikel-Nummern des *Instrumentum laboris*.

hinter den Situationen, die als schwierige Zeiten der Ehe bezeichnet werden können, Geschichten großen Leids, aber auch Zeugnisse echter Liebe verbergen.“ Diese Feststellung wird im selben Artikel (80) verbunden mit der expliziten Selbstaufforderung, dass sich die Familienpastoral „nicht mit einem legalistischen Blick begnügen“ dürfe. Die zweite Koordinate ist die Erklärung im Abschnitt über die pastoralen Leitlinien gegen Ende des Dokuments (154), dass „eine sensible Pastoral, die vom Respekt vor diesen irregulären Situationen geleitet wird und in der Lage ist, die Erziehung der Kinder wirksam zu unterstützen, [...] immer notwendiger“ erscheine.

Gerade weil dieses veränderte Koordinatensystem von kirchlicher Familienpastoral die vielen Menschen, deren Verhalten nicht mit den bisher amtlich vertretenen Normen übereinstimmt, nicht sofort als Sünder, Verweigerer oder Versager klassifiziert, wirken die Gründe, die für die „Schwierigkeiten in der Annahme der Lehre der Kirche“ genannt werden, unangemessen undifferenziert und überzogen. Verantwortlich gemacht werden (so 15) die neuen Technologien, der Einfluss der Massenmedien, die hedonistische Kultur, der Relativismus, der Materialismus, der Individualismus (auch 65 und 74), der wachsende Säkularismus, das „Vorherrschen von Auffassungen, die im egoistischen Sinn zu einer exzessiven Freiheit der Sitten geführt haben“, eine Kultur, die vom „ex und hop“ bestimmt wird und andere mehr. Solche kulturkritische Reihung von Ismen würde dagegen eher zu antimodernistischen Texten des späten 19. oder frühen 20. Jahrhunderts passen. Schwer zu glauben, dass dies bezüglich „Einmütigkeit in den Antworten“ auf den Fragebogen festzustellen sein soll (15). Überzeugender ist da schon der Hinweis „mancher“ auf „die Schwierigkeiten, die ihren Grund darin [hätten], dass in manchen Ländern über viele Jahre atheistische Ideologie vorherrschte, welche eine Haltung des Misstrauens gegenüber jeder religiösen Lehre geschaffen habe“ (16).

Auch außerhalb dieses Abschnitts über „einige Gründe für die Schwierigkeiten bei der Rezeption“ stehen die Medien, die vom Vatikan höchst professionell genutzt werden, im *Instrumentum laboris* unter kritischem Vorzeichen (v.a. 68f.), ebenso wie „Säkularismus“ bzw. „stark säkularisiert“ als Topoi zur Charakterisierung der religiösen Situation der heutigen Gesellschaft verwendet werden (126,129,144), obschon es seit Jahrzehnten in den Sozialwissenschaften weltweit eine Diskussion gibt, die das erheblich differenziert. Der dritte Gegenspieler, dem durch das ganze

Dokument hindurch Schuld am Relevanzverlust der kirchlichen Sexualnormen zugeschrieben wird, ist die Gender-„Ideologie“ (23-26, 114,127). Auch wenn es zutrifft, dass gerade mit der Gendertheorie die radikalste Kritik an der in der kirchlichen Sexualethik zum Zug gekommenen Version des Naturrechts wahrgenommen wird, enttäuscht es, dass kein ernster Versuch unternommen wird, mit dieser Theorie in eine argumentativen Debatte über Spannungen und Anteile von Kultur und Natur, von Unbeliebigkeit und Konstruierbarkeit, von Schicksal und Gestaltung einzutreten.

Freilich werden die Gründe dafür, dass die von der Kirche gelehrte Sexualmoral von vielen Gläubigen nicht angenommen bzw. nur mangelhaft rezipiert wird, nicht nur in äußeren Faktoren gesehen, sondern auch im Binnenraum der Kirche. Aber erstaunt wird man darüber sein können, dass der Grund v.a. in fehlender Kenntnis der Lehre der Kirche liegen soll. Natürlich trifft es zu, wenn mit Blick auf die eingegangenen Stellungnahmen festgestellt wird, dass im Volk Gottes die Kenntnis der Dokumente des Lehramts über die Familie aus den letzten 50 Jahren „allgemein eher spärlich ist“, dass diese Texte „die Mentalität der Gläubigen nicht sonderlich tief [...] durchdringen“ und dass es „eine gewisse Schwierigkeit [gibt], diese Texte zur Hand zu nehmen und zu studieren“ (Nr. 11). Aber das ist wohl nicht einfach der Grund der beschriebenen Diskrepanz, sondern eher Ausdruck derselben, der Sprache, des autoritativen Gestus zu belehren, zumindest auch mancher der Inhalte und der Art zu argumentieren. Dies gilt ja selbst für einen Großteil der Amtsträger, unter denen dann „einige Priester, die im Hinblick auf einige moralische Lehren indifferent erscheinen“ (12), eigens gescholten werden. Dazu kommt „der Mangel an authentischer christlicher Erfahrung“ und „das „Ungenügen einer Pastoral [...], die nur um die Sakramentenspendung besorgt [sei]“ (15). Auch das trifft wohl zu, aber welche Ergebnisse und Rückmeldungen rechtfertigen die selbstbestätigende Behauptung, dass die Lehre „weitgehend angenommen [wird], wo es von Seiten der Gläubigen um einen echten Weg des Glaubens geht, und nicht nur um eine kurzfristige Neugier im Hinblick darauf, was die Kirche über die Sexualmoral denkt“ (13).

Zumindest bei manchem Leser könnte das Erstaunen über diese Sicht auch in Enttäuschung umschlagen, wenn zwar auf die sexuelle Gewalt und den Missbrauch von Kindern hingewiesen wird (47, 66f.), aber erst in einem späteren Zusammenhang

(75) erwähnt wird, dass solche schlimmen Dinge nicht nur innerhalb von Familien geschehen, sondern auch in kirchlichen und pastoralen Vertrauenskontexten. In allen Antworten, die aus den deutschsprachigen Ländern nach Rom geschickt worden waren, war das Bekanntwerden entsprechender Vorkommnisse als ein erstrangiges Glaubwürdigkeitshindernis für die kirchliche Sexualmoral genannt worden. Eine so ausführliche Zusammenfassung wie die vorliegende kann und darf nicht einmal der geringste Eindruck entstehen lassen, dies sei nur ein nachgeordnetes oder auch nur regional registriertes Problem.

Gerade die Suche nach den gesellschaftlichen und innerkirchlichen Gründen für die Diskrepanz zwischen der sexualmoralischen Lehre und der Praxis der Gläubigen kann den Blick für die Gefahren öffnen, die in der Gedankenführung und in der Tendenz des vorliegenden Dokuments selbst angelegt sind. Es ist *erstens* die Gefahr, die wahrgenommene Nichtrezeption „bloß“ als Folge einer ungeschickten und fremden sprachlichen „Verpackung“ zu nehmen; „verständlichere Vermittlung“ lautet dann das Gebot der Stunde (vgl. 30, 128). Und es ist *zweitens* die Gefahr, die faktische Nichtbefolgung in der Praxis für das Resultat mangelnder Kenntnis und fehlenden Verständnisses zu erklären; dann brauchte es einfach „nur“ ein Mehr an Bildung und Information (vgl. 19, 89, 92, 94, 98, 103, 125) sowie besser vorbereiteter und verantwortungsvollerer Priester und Mitarbeiter (vgl. 12). Beide Deutungen wären Verharmlosungen, denen die Nichtbereitschaft, irgendetwas ändern zu wollen, zugrunde liegen könnte, die aber die Kirche teuer zu stehen kommen könnten, wenn in fünf, zehn oder zwanzig Jahren ein weiterer Versuch fällig wäre, sich über die pastoralen Herausforderungen von Familie, Ehe, Intimität und Kinderbekommen im Kontext der Evangelisierung Gedanken zu machen. Welche Vorstellungen von der zukünftigen Praxis leitet das Arbeitspapier? Und welches sind die berechtigten Vorwürfe gegen Generationen von Religionslehrern, Eltern und Priestern, die genau dies in der Vergangenheit schon versucht haben? Und noch eine weitere, *dritte* Gefahr zeichnet sich ab, nämlich die der Relativierung der angesprochenen Probleme durch den Hinweis, dass in weltweiter Betrachtung die bei uns intensiv diskutierten Fragen lediglich von lokaler Bedeutung seien (vgl. 14, 83, 84, 86, 89, 95, 140). Solche kulturgeschichtlichen Besonderheiten und Entwicklungsdisparitäten gibt es selbstverständlich, und es ist in einer sich globalisierenden Welt gut, um sie zu wissen, um sich vor Kulturimperialismus und Eurozentrismus zu hüten. Aber

Probleme, die existenziell von zahllosen Menschen erlebt und erlitten werden, lösen solche Hinweise nicht, weder dort noch hier.

Ob und wie weit die Beratungen der kommenden Synode in die Spurrillen dieser drei Gefahren geraten, hängt vor allem vom Bild der Kirche ab, das die Teilnehmer vor Augen, im Kopf und im Herzen haben. Das *Instrumentum laboris* jedenfalls lässt in seinem Grundduktus an vielen Stellen das Bild von einer Kirche durchscheinen, die im Grunde auf alles schon eine Antwort hat, die alles bestens geregelt hat, und die auch noch stolz darauf sein darf. Sie ist sich zwar auch bewusst, dass das Evangelium noch erfahrungsnäher und menschenfreundlicher an den Mann bzw. an die Frau gebracht werden muss (und das ist ja nicht wenig!), aber sie zeigt sich dennoch gewiss genug, alles, was im Raum der Kirche anders eingeschätzt und gelebt wird, als „irregulär“ sortieren zu dürfen. Diese Vorstellung von der Kirche tritt am deutlichsten in der Semantik derjenigen Ausdrücke zu Tage, die im Zusammenhang des Sprechens von der Lehre der Kirche gebraucht werden. Diese Lehre scheint nämlich eine fixe und abgeschlossene Größe zu sein, die „angenommen“ (13), „rezipiert“ (15), „weitergegeben“ (17, 135, 137), „vermittelt“ (17, 30) und „überliefert“ (19) wird. Von der Notwendigkeit dazuzulernen ist mit keinem Wort die Rede. Und „Konsultation“, von der in der Präsentation die Rede ist, ist offensichtlich nur als technischer Begriff gebraucht und nicht als theologisch gehaltvolle Bezeichnung für einen Prozess ekklesiologischer Kommunikation gemeint. Jedenfalls scheinen die Autoren nicht von der Frage beunruhigt worden zu sein, ob der Glaube, die Inspiriertheit vom Evangelium und das Wehen des Geistes nicht auch über das vom Amt in der Vergangenheit „Normierte“ hinaus Ausdruck finden könnte. Und wie sollte die Situation theologisch zu deuten sein, wenn eines Tages das kirchenrechtlich Irreguläre zum moralischen Regelfall werden sollte, wie es ja bei der Geburtenkontrolle und beim vorehelichen Zusammenleben längst der Fall ist?

Immerhin stehen dieser Vorstellung von gespeicherter kirchlicher Lehre wieder andere starke Impulse entgegen: nämlich zum einen die Anerkennung der Familie als eigenständiges Subjekt des Glaubens (vgl. 4, 34, 35-42) und als der „normale und alltägliche Ort der Begegnung mit Christus“ (36). Zum anderen ist es die Sicht der Familie als einer prozessualen Wirklichkeit und die Anerkennung der Aufgabe von Kirche, die Familie „während des ganzen Lebenszyklus“ (46), ihre Entwicklung

und ihre Krisen und auch sogar schon den Wunsch nach ihr (45) zu begleiten. Begleitung ist trotz und gerade im Nebeneinander zum Hinweis auf „das Modell und Beispiel“ der Heiligen Familie von Nazareth (36) eine Grundkategorie, auf die jede künftige Familienpastoral ohne Einschränkungen verpflichtet wird (46, 85, 97, 103, 104, 108).

Die eben beschriebene Spannung zwischen der Vorstellung von kirchlicher Lehre und der pastoralen Ausrichtung ist bezeichnend für die Ambivalenz und Heterogenität des Textes insgesamt. An einer Stelle desselben (18) wird eher nebenbei von einer doktrinären<sup>2</sup>, einer spirituellen und einer pastoralen Hinsicht gesprochen, unter denen das Thema Familie jeweils behandelt werden kann. Dies hätte ein Ansatz sein können, diese drei Ebenen zu unterscheiden und ihr Verhältnis zueinander theologisch abzuklären. Leider wird die Chance zu solcher Klärung nicht genutzt. Und so geht vieles in dem komplexen Text durcheinander und ineinander über. Stattdessen wird viel von Schönheit geschwärmt, von der Schönheit der Berufung zur Liebe (Vorwort), von der Schönheit der Liebe der Vaterschaft, der Mutterschaft (3, vgl. 33), von der Schönheit der Verschiedenheit der Eltern (39), von der Schönheit der Familie (59) und der Ehe (82), von der Schönheit der christlichen Liebe zwischen Mann und Frau (131), von der Schönheit des Wortes Gottes (10) und sogar von der Schönheit der Lehre der Kirche (13, vgl. 19). So zu sprechen mag auch eine Frage des theologischen Stils und des Geschmacks sein. Jedenfalls ist die Schönheit der Lehre nicht das oder überhaupt ein entscheidendes Kriterium christlicher Moral, sondern dieses ist vielmehr das gelebte Ethos und die authentische, aus dem Evangelium inspirierte Praxis. Papst Franziskus klang da übrigens viel nüchterner: sprach er doch in seinem vielzitierten Schreiben *Evangelii gaudium* vom Risiko, das das moralische Gebäude ein Kartenhaus werden könnte (Nr. 39). Niemand kann ernstlich wollen, dass die Werte und Ideale der christlichen Tradition im Zeichen billiger Anpassung einfach aufgegeben werden. Aber sie können durch ein krampfhaftes und rechthaberisches Festhalten an konkreten Einzelnormen, die in ganz anderen Kontexten sinnvoll gewesen sein mögen, ihre Attraktivität und Überzeugungskraft verlieren, sodass sie keine Lebensrelevanz mehr haben. Das passiert am ersten dort, wo die Menschen den Eindruck haben, dass ihr Alltag und ihre Lebenswirklichkeit nicht mehr wahrgenommen werden. Vielleicht wäre

---

<sup>2</sup> Wegen des pejorativen Beiklangs in „doktrinär“ würden besser die Ausdrücke „doktrinal“ oder „doktrinell“ verwendet.

ja auch die Fokussierung auf die Art des moralischen Sprechens hilfreich: Würdigen der Stärken und Bemühungen der Menschen; Beraten statt Vorschreiben und Verbieten; Respektieren statt Beschämen.

Aber wer weiß, vielleicht steht dem *Instrumentum laboris* ein ähnliches Schicksal bevor wie manchen Schemata, die eigentlich die Debatten des Zweiten Vatikanischen Konzils bestimmen und lenken sollten, aber dann von der Dynamik des realen Austauschs der Konzilsteilnehmer überrollt wurden.